

Halle'sche Zeitung Landeszeitung für die Provinz Sachsen 1703 für Anhalt und Thüringen 1928

Wochenpreis: monatlich 3 G-M., bei zweimaliger Auslieferung 2,50 G-M., aus- schließlich Anzeigengebühren...

Halle-Saale

Wochenpreis: für die Doppelnummer 28 mm breite Millimeterzettel 10 Bl. für...

Geschäftsstelle Halle-Saale: Leipziger Straße 61/62. - Fernruf Zentrale 97 80, abends von 6 Uhr an Redaktion 25 609 u. 25 610. - Postfachkonto Leipzig 20 519

Dienstag, 24. Juli 1928

Geschäftsstelle Berlin: Bernburger Str. 30 Fernruf Am Rathaus Nr. 63 30 Eigene Berliner Christenheit - Verlag u. Druck von Otto Ziehe, Halle-Saale

Gefahr eines chinesisch-japanischen Krieges Kurz vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen

Japan gegen Anschluß der Mandchurei an China

(Telegraphische Meldung)

London, 24. Juli.

Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und China steht bevor. Es veranlaßt sogar, daß dieser Zustand bereits eingetreten sei.

Japan gibt den Nationalisten bekannt, daß sie nicht die Kündigung des japanisch-chinesischen Vertrages anerkennen und daß es unmöglich ist, die Mandchurei an das übrige China anzuschließen.

Der japanische Gesandte in Peking erklärt, daß Japan die gleiche Behandlung durch die chinesischen Nationalisten nicht annehmen werde.

In einer offiziellen Note droht Japan in noch schärferer Form, Maßnahmen zur Verteidigung seiner Rechte und Interessen zu ergreifen.

Die japanische Regierung hat den Oberbefehlshaber der Mandchurei, Tschangfuhsiang, den Sohn Tschangholins, gezwungen, die Verhandlungen mit der Pekingregierung über den Anschluß der Mandchurei an China abzubrechen.

Die Nationalregierung die Demittierung von Seiten Japans ruhig hinhört. Sie will offenbar auf ihrer Vertragsbindung bestehen bleiben und die Mandchurei unter keinen Bedingungen preisgeben.

Wieder Kriegszustand zwischen Nord- und Süchina

Peking, 24. Juli.

Wie aus Nudun gemeldet wird, hat Tschangfuhsiang seine Unterhändler aus Peking abgerufen. Die Verhandlungen mit der Pekingregierung sind demnach abgebrochen.

Der amerikanische Senat für den Kellogg-Pakt

(Telegraphische Meldung)

Paris, 24. Juli.

Die „Chicago Tribune“ aus Washington meldet, erklären dem Weissen Hause nahelebende Persönlichkeiten, daß der Senat dem Kriegszustandspakt in seiner gegenwärtigen Form zustimme.

Barter Gilbert bei Poincaré

(Telegraphische Meldung)

Paris, 24. Juli.

Barter Gilbert ist von Dinard, wo er ausführliche Verhandlungen mit Mellon geführt hat, wieder nach Paris zurückgekehrt und hatte eine längere Besprechung mit Poincaré.

Der kroatisch-serbische Ausgleich gescheitert

(Telegraphische Meldung)

Belgrad, 23. Juli.

General Sabzitsch hat am Montag mittags dem König erklärt, daß er seine Mission zur Bildung einer neutralen Regierung zurückgibt.

Wie Bela Kun abgeschoben wird

Wien, 24. Juli.

Wie die „Wiener Sonntags- und Montagszeitung“ erzählt, sind nunmehr alle Verhandlungen für den Abtransport von Bela Kun an ein Detachement beendet.

Der frühere bayerische Kronprinz über Reich und Bayern

München, 24. Juli.

Bei einem Weib-Wein-Tag in dem schönsten Markt-Platz der Gemarkung hielt der frühere Kronprinz Rupprecht eine Rede, in der er u. a. ausführte, daß nur ein Volk, das sich selbst erheben kann, sich im Streife anderer Völker behaupten könne.

Die Bilanz des Fängerbundesfestes

Das imposanteste und großartigste Schauspiel, das Wien, diese des großen Lebens nachdrager ungewohnte Stadt, vier Tage hindurch in eine Fieber- und Begeisterung...

Wien hat sich wieder gefunden. Nach vor wenigen Jahren die Hauptstadt der mächtigen Monarchie, ist es als Hauptstadt einer kaum lebensfähigen Republik immer bedeutungsloser geworden.

Wien schien den Kontakt mit der Welt verloren zu haben. Da kamen Hunderttausende Deutsche, kamen aus allen Weltteilen, brachten eine Wärme und keine Entbehrungen, um die Stadt ihrer Sehnsucht auch nur einmal gesehen zu haben, kamen und stiegen.

Wien fand seinen Frohsinn an der Begeisterung und der hellen Freude der unzähligen Gäste, an dem deutschen Lachen wieder. Der gewaltige Aufbruch dieser einzigartigen Kundgebung...

Wien ist wieder zum Leben erwacht. Es hat seinen Charme wiedergefunden. Durch bitterste Not mürrisch geworden, hat der Wiener sich in seine wahre Natur zurückverwandelt. Er ist wieder der wirbige Herrscher eines der gelächelten Völker.

Großdeutschlands ist ein Stück Heimat, in der die deutschen Söhne ihr Herz wiederfinden.

Seine Verträge und sonstige politischen Bindungen können es auf die Dauer verhindern, daß Deutschland und Österreich sich die Hand reichen und sich als einzigen Staat behaupten. Selbst den vorläufigsten Gegnern des Anschlußes...

Wie können es kaum glauben

Mit einem geradezu ungläubigen Vorgang - falls er sich bewahrheiten sollte - macht eine Anfrage aus der Deutschen Fraction im preussischen Landtag die Öffentlichkeit bekannt.

Der Landrat des Kreises Elberfeld (Westpreußen) hat an die bayerischen Verbände, Wanderbögen usw. folgendes Verbot ergehen lassen: Der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat angeordnet, daß Vorträge über die französische Revolution in dem Augenblicke nicht stattfinden sollen...

Der neue Schulkampf

(Telegraphische Meldung)

Berlin, 23. Juli. Das Berliner Zentrumorgan „Die Germania“ nimmt in seiner Centum-Darstellung an den von den Deutschnationalen im Reichstag eingebrachten Reichsschulgesetz-Entwurf in recht unfreundlicher Weise Stellung...

Der Oberegonomder geständig

(Telegraphische Meldung)

Paris, 24. Juli. Nach einer Meldung aus Mexiko erklärte der dortige Polizeichef, daß der Führer des Generals Obregon ein volles Geständnis abgelegt habe. Die Einzelheiten dieses Geständnisses können jedoch noch nicht bekanntgegeben werden...

Sveulleton

Galle, 24. Juli.

Strafsund und das befreundete Schweden

Im wilden Wendelands lag am Grunde zwischen dem Weiland und der Insel Ängeln ein Fischerdorf, Strafsund genannt. Der Ort war durch seine Lage wie vorbestimmt, den Verkehr von den pommerischen Inseln, den von Rugen, Balten und Schweden aufzunehmen...

Verfassungskonflikte in Aegypten

Die Kräfte gegen den Weltimperialismus stets im Wachsen

Paris, 24. Juli. Seit dem Rücktritt des Führers der Wafsch-Partei, Abbas Bascha, ist Aegypten nicht zur Ruhe gekommen. Abbas Bascha ist bekanntlich im Konflikt mit England...

Aegypten um ihren Kopf. Die Stimmung des Landes ist höchlich für die Wafsch-Partei und ihren Führer Abbas Bascha. Wenn König Sudd trotzdem dem Schritt der Vorkommnisse nachgeben will, wenn er außerdem die Staatsorganisation...

Die Rheinlanddrängung in französisches Licht

(Telegraphische Meldung)

Paris, 23. Juli. In einem Aufsatz der „Vieoire“ sieht sich Guillaume Goetz zu dem Eingeständnis bereit, daß sein Appell an die französische Hochparlamenten es Deutschland gegenüber mit einer neuen Politik zu versehen, geteilt sei...

Das „sozialistische Vaterland“

(Telegraphische Meldung)

Rom, 23. Juli. Die aus Moskau gemeldet wurde, berichtet in der letzten Sitzung der kommunistischen Internationale die deutschen Kommunisten...

Negereschlacht in New York

(Telegraphische Meldung)

Paris, 23. Juli. In Harlem, dem bekanntesten Negerviertel der Stadt New York, kam es gestern nachmittags zu einer regelrechten Straßenschlacht zwischen der Negerebeverkung und der Polizei...

Saxin führt ab, es wirkt sehr milde, versuch es, Du bist im Bild

Milch genossigt. Auf Befehl des Justizministers hat der Staatspräsident beschließen, den Abgeordneten Saxin freigeben zu lassen...

Vermutlich ist diese Kirche um 1160 angelegt worden, sie wird jedoch erst 1200 erwähnt. Wahrscheinlich war es dieselbe, die 1288 „St. Peter und Paul“ genannt wurde...

Nach der Gründung der Universität in Stralsund nach Kommern gingen betragslos...

Die Luftschiffer Wambou und Paoroite, die Schöpfer in Charlottenburg und Liebhaber bei Dresden sind seine Werk...

Die spätere Entwicklung des Wards und Rolos in Stralsund zeigt fast bawelbe Ähnlich wie in den südwestlichen...

Durch die schwedischen Festungsangriffe und die Rötter...

Unterhaltungs-Beilage

Die Dame aus New York

Roman von
Fritz Reck-Malleczewen

[14]

Copyright by
RUDOLF MOSSÉ
Budverlag.

Da preßt sie die Hand um seinen Arm, bäumt sich auf wie eine getretene Schlange: „Ja, er mag sterben!“

Zurückstehend, zitternd vor Bohn vollendet sie: „Er kauft sich alles . . . Liebe, Vergangenheit . . . ja, du sollst ihn töten.“

Er hält ihr das Rauchrohr entgegen. „Vergessen ist süß.“ Sie antwortet leise: „Ja, gib Vergessen.“ Und sie saugt mit langen kräftigen Zügen den Rauch ein. Da versinkt sie in unergründliche Tiefen, findet sich wieder auf bunten Blumen-Gründen, sieht warme Quellen in weißen Marmorbecken sprudeln und Rosen, die den Stein umwachsen. Sommerwind schlägt der Steppe Gras zu hohen Wellen, und über die Ebene weht der Lagerfeuer Rauch. Gefesselte Stuten weiden um die Feuer, und wo die Kinder stehen, hollen unsere Hunde. Ueber die Ebene ganz ferne kommt von der Jagd mein Geliebter, und seiner Beute Tier trägt schon des Herbstes Gehörn. Süß am Feuer ruht mein Geliebter, und mein blühender Leib schmückt sich aufs neue für dich . . .

Es ist fünf Uhr, als sie erwacht. Regentürme pfeifen durch die erste Dämmerung und irgendwo heulen die ersten Fährboote ihren Morgenruf. Ja, es ist Zeit, daß sie geht.

Als er sie zur Pforte geleitet, reicht er ihr ein zusammengefaltetes Papier. „Du wirst es erst in deinem Hause öffnen. Du wirst tun, was ich geschrieben habe.“ Für ihre durchnähten Kleider, die sie nun wieder hat anlegen müssen, hat er kein Wort; sie nimmt auch keine Zurücklichkeit auf den Weg mit.

Ihr Herz ist dennoch unendlich leicht und frei, als der Schit sie wieder zurückgeleitet aus der Unterwelt.

*

Am Eingang der Brücke hörte sie ihren Namen rufen. Es ist nur ein Zeitungsverkäufer mit den ersten Morgenblättern. Gewiß, sie hat es beinahe vergessen, daß sie gestern an ihrem Teil eine Börjensschlacht gewonnen hat und nächst ihrem Gatten der populärste Mensch New Yorks ist. Im Zwielficht sieht sie diese Bilder . . . Percyval Tarquanson, Börjensieger, auf den Schultern exaltierter Menschen reitend . . . sie selbst, von ihrem Wagen aus mit Whiteningsprechend . . . Herr und Frau Tarquanson, nach Börjensschluß heimfahrend, von begeisterten Menschen umjubelt . . .

Zehn Meter weiter bietet man Whitenings Morgenblätter an. Gewiß, das ist das, was zu erwarten war: ein eleganter Rückzug, ein dialektisch meisterhaft verbrämtes Eingeständnis der eigenen Lüge, und dazwischen, eingebettet in Moral und Sanftmut, die ersten Ankündigungen der angekündigten Rache: zunächst nur ganz harmlos klingende Bemerkungen über die ungeheueren Dienste, die Violet Tarquanson ihrem Gatten geleistet habe, Dienste, die einer weiteren, einer eingehenderen Erörterung würdig erscheinen . . .

Gewiß, das ist Ward Whitening, und wie er sich alles erschleicht, wird er sich durch irgendeinen bezahlten Zeitungsschreiber seine Rache erschleichen. Und wieder schließt sie die Augen zu messerschmalen Schlitzen: „Du wirst sterben . . . oh, gewiß, du wirst trotzdem sterben . . .“

Das Willett ihres Freundes knirscht in der Tasche, ihre ganze Weiberneugier plagt sie, zu wissen, was darinnen steht. Aber er hat es ja wohl verboten, es vor Bluthourne zu öffnen, und wenn sie es dennoch tut, wird sofort einer seiner Spione — dort der schwarze Bastträger zum Beispiel — es ihm sagen: sofort fährt zur Strafe ein breites Afiatenschwert in ihren Hals und sie darf, wie die ermordete Dishi-San, ihm nur als Lampenbild erschämen, dort in dem verborgenen Lasterwinkel der Grave Street, ja doch, ja . . .

Aber als sie sich Klubbuff nähert, kann sie die Neugierde nicht mehr bezwingen, schleicht ängstlich in ein Haus und reißt das Abovert auf. Eine kurze Aufforderung, heute mit dem Abendzug nach San Francisco abzureisen und ihn im Pacific-Hotel zu erwarten. Nun, mein anspruchloser Herr, sonst nichts? Nicht weiter als San Francisco? Und alles im Bulletinstil? „Du wirst . . . Du sollst . . .“ Und daß sie in aller Heimlichkeit

abreißt, niemandem von ihrem Ziel, ihrem Reisegefährten etwas sagt, ist selbstverständlich . . .

Nun gut, hätte er eine Südfseeinsel, Masla oder ein Negerdorf in Zentralafrika angegeben, sie würde ebenso unbedenklich gehorchen. Und sie fliegt nach Hause, schnell, sie hat noch viel zu schaffen heute.

In ihrem Hause herrscht wieder das Chaos, das sie vor zwei Tagen vorgefunden hat. Gewiß, nun Mallison fort ist und sie geht, wird es zerfallen, selbstverständlich! Geht sie das vielleicht noch an? Hat sie ihre Schuld an dieses Haus, an die Vergangenheit nicht bezahlt in den letzten Tagen?

Da ist die kleine Jose. „Zelime, wir reisen!“ Die andere schlägt die Augen nieder: „Es geht Herrn Tarquanson nicht besonders gut heute.“

Die Herrin wirft den Kopf in den Nacken. „Trotzdem reisen wir.“

Sie gibt ihre Befehle für ihr Gepäck, verbrennt den Inhalt ihrer Schreibtischschubladen, die harmlosen Briefe eines englischen Betters, der sie einmal angeschwärmt hat, die drei oder vier anderen Willetts, die ebensoviele stecken gebliebene Abenteuer bedeuten: wie arm ihr Leben gewesen ist! Wie es reich geworden ist durch einen mutigen Schritt!

Auf ihrem Schreibtisch liegt ein grüner, behauener Stein: die Steinart, die Parler in den Blanca Hills für sie ausgegraben hat. Ein Zettel ist dabei von seiner Hand: Erinnerung an einen glücklichen Tag.“ Sie lächelt, beginnt ein paar Abschiedsworte für ihn zu schreiben, bricht mitten im Satz ab und reißt den Brief in Stücke. Die Vergangenheit oder eine unbeschwertere Zukunft! Was geht Parler sie noch an?

Dann geht sie durch ihr Haus. Im Kabinett ihres Gatten stößt sie auf die Spuren der gestrigen Szene: die Residuen eines Frühstücks, Gläser mit schalen Weinresten: ihr ist, als hätten längst verstorbene Gäste hier getafelt! Sie schlägt die Augen nicht nieder vor diesen Erinnerungen: es ist eine fremde Frau, die in diesem Zimmer gedemütigt worden ist! Dort die Tür führt in Tarquansons Schlafzimmer, dort liegt eine arme Giederpuppe, die gestern noch ein geiler, brutaler Affe gewesen ist. Wie unsäglich gleichgültig das nun alles ist!

Als sie sich zum Gehen wendet, schiebt der Macheje da Dishi seinen Kopf durch die Tür. „Es geht nicht gut, schöne Frau, es geht leider nicht ganz gut . . .“

„Sie werden also dafür sorgen, daß es besser geht.“ Er verzieht das Gesicht zu einer Grimasse. „Der gestrige Tag ist dem Herrn Gemahl nicht gut bekommen.“

„Das ist wohl Ihre Sache, mein Herr!“

Er starrt sie verständnislos an, er zieht die Schultern hoch, als sie ihn fragt, wie lange es noch dauern könne. „Unmöglich, schöne Frau, unmöglich. Bei diesem Leiden . . . eine Erlösung . . . ein Erzej . . . der Tod ist plötzlich da, wir werden es nicht verhindern können.“

„Gut, ich werde Ihnen Gelegenheit geben, mir Ihre Nachrichten zu übermitteln.“

Er tritt einen Schritt zurück. „Sie reisen?“ Sie nickt. Da ereifert er sich. „Aber das ist unchristlich gehandelt, schöne Frau, das ist fast unmoralisch . . .“

Sie bringt ihn mit einem Blick zum Schweigen und geht. Ihre Ehe liegt, auch äußerlich, nun hinter ihr.

Als am Abend ihr Wagen vor der Central-Station hält, schließt sie in plötzlichem Impuls die kleine Zelime in ihre Arme. „Du wirst doch wieder umkehren müssen, Zelime, nein, du wirst mich nicht begleiten.“ Und sie liebt sie zärtlich, als sie das dunkle Gesicht in fassungslosem Entsetzen sieht. „Es geht nicht, nein, es geht wirklich nicht, und wohin ich gehe, da muß ich allein gehen.“

Die Kleine wehrt sich schluchzend, sie beteuert, die Herrin nun und nimmer verlassen zu wollen. Da löst sie mit hartem Griff die beiden schwarzen Hände von ihren Knien. „Geh jetzt!“ Und die Kleine, fassungslos über die plötzliche Brutalität der

Zehntens: 24. Juli. 1897. 129. 128. 127. 126. 125. 124. 123. 122. 121. 120. 119. 118. 117. 116. 115. 114. 113. 112. 111. 110. 109. 108. 107. 106. 105. 104. 103. 102. 101. 100. 99. 98. 97. 96. 95. 94. 93. 92. 91. 90. 89. 88. 87. 86. 85. 84. 83. 82. 81. 80. 79. 78. 77. 76. 75. 74. 73. 72. 71. 70. 69. 68. 67. 66. 65. 64. 63. 62. 61. 60. 59. 58. 57. 56. 55. 54. 53. 52. 51. 50. 49. 48. 47. 46. 45. 44. 43. 42. 41. 40. 39. 38. 37. 36. 35. 34. 33. 32. 31. 30. 29. 28. 27. 26. 25. 24. 23. 22. 21. 20. 19. 18. 17. 16. 15. 14. 13. 12. 11. 10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. 1.

Bank. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Lein. Bp. Bk. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Deru, nicht wie ein verstoffener Hund wird. Es liegt New York auf immer hinter ihr.

Die ersten Schneestürme jagen über die Union, die weiten Ebenen Nevadas liegen nun schon unter weißen Deden. Im Gebirge heult das Unwetter in himmelhohen Schneewirbeln um den Egreß; sie liegt wühlig hingestreckt in den Nächten, sieht den Funkenregen der Mammotmaschine vorüberziehen in der Dede, genießt, durch eine Fußbreite nur von dem eisigen Tod dort draußen entfernt, wie ein Kind Wärme und Lugas, schließt die Augen und schläft wohlthätig und lange.

Auf der Westseite des Gebirges gerinnt der Schnee zu Regen, die sich in Wolkengüssen auf die braunen Felsen draußen stürzen. Sie öffnet die Fenster in der milderen Luft und laugt wohlig den fernen Taualeem des Meeres ein, den Duft des Abenteuers, der Ergoik, der sie entgegenfährt.

San Francisco freilich empfängt sie mürbisch mit einem verregneten Spätherbsttag, das Meer liegt tintenschwarz und böse in den Wuchten. Die Stadt selbst zittert seit Wochen in verhaltenen Erregung. Die Kriegsgerichte finden hier, wo man den japanischen Schiffsgeschützen ausgekostet sein wird, einen noch lautereren Widerhall als in New York. Am Horizont steigen die Rauchsäulen amerikanischer Patrouillenboote auf, die Minenschiffe im Hafen liegen unter Dampf, in der Stadt raunt man sich zu, daß draußen auf den Inseln Tag und Nacht geschmort würde. Als sie am zweiten Tag an den Kai geht, hoden dort in langen Reihen vor ihrem Gepäc seltsame Gestalten: Hindus, Malaien, Japaner, die ganze Palette des ungeheuren Asien, und alles will plötzlich Amerika verlassen und wartet auf die feimatischen Schiffe, die diese Leute eiligst zurückzuführen werden. Die Presse der Weststaaten heßt, sie fragt jeden Tag, warum die Regierung jauchso viel hunderttausend asiatischer Soldaten und Spione aus dem Land lasse, jetzt, wo es auf den Philippinen, in China, in Indien immer heftiger zu gären beginne. Das nervös gemachte Publikum umlagert die Auswandererläs, droht die Schranken zu durchbrechen, wirft mit Steinen nach den fremden, unbeweglich wie gelbe Statuen sitzenden Menschen — man muß sie durch die bewaffnete Macht vor der Wut Amerikas schützen.

Die Tage vergehen . . . der Carl of Hensbarrow läßt lange auf sich warten. Statt seiner erreicht sie ein mit der Post zugeworfener Ausschnitt einer New Yorker Zeitung. Der mit rotem Stifft angezeichnete Artikel enthält die lange erwartete Schilderung ihres Besuches bei Ward Whitening; er fragt höhnisch, ob sich in Zukunft noch weitere Kurse der Börse nach den Schieferstunden einer schönen Frau nichten werden. Das ist vor drei Tagen in einem ihr unbekanntem New Yorker Winkelblatt erschienen, das sich Ward Whitening zu diesem Zwecke gekauft hat. Und merkwürdig ist nur, daß man ihr diesen Feszen von San Francisco aus zugesandt hat, von hier, wo sie unter dem Namen ihres Freundes wohnt.

Am nächsten Tage bemerkt sie, daß der goldbetretete Mensch in der Pförtnerloge sie frech angrinst, als sie nach Telegrammen fragt: man kennt also auch hier schon die Standaugeschichte Violet Tarquansons, aus deren Hand in Zukunft kein amerikanischer Hund, sofern er etwas auf sich hält, ein Stück Brot nehmen wird. Beim Mittagessen hört sie eine bekannte Stimme, bemerkt an einem Nebenstische Silian Gasford, die mit ihrem Vater dessen ungewohrte, für New Yorker Zeitungspapier bestimmte Wälder bereiße. Sie winkt dem jungen Geschöpf, das bisher eine kleine Wadtschwärmerei für Violet Tarquanson gehabt hat, animiert zu und begegnet einem eisigen Wid. Sie ist kompromittiert überall, sie wird zur Halbblaste hinabstinken.

Nun gut, sie wirft den Kopf in den Nacken, beginnt, was man in Amerika nicht tut, mit dem Rauchwerk verlaufenden Neger ein animiertes Gespräch, sie freut sich, daß alle Anwesenden sich darüber ärgern, sie würde am liebsten, wenn es dergleichen gäbe, von der Musikapelle die hypothetische Nationalhymne eines hypothetischen Negerstaates spielen lassen. Da wird ihr ein Telegramm gereicht: der Carl of Hensbarrow wird in dieser Nacht noch eintreffen, die Schneestürme haben seinen Zug aufgehalten im Gebirge, die Stunde seiner Ankunft ist ungewiß. In derselben Minute bietet man die letzten New Yorker Wälder an. Ihr Wid wird eingefangen durch den breiten Trauerband der "Tribune": ah, da steht zu lesen, daß Edward Cecil Dektor William Whitening plötzlich sein irdisches Dasein mit dem himmlischen vertauscht hat. Sofort greift sie nach dem Telegramm ihres Freundes, vergleicht die Daten: nein, er kann nicht mehr in New York gewesen sein, als der andere nach kurzer Krankheit starb. Trotzdem kauft sie alle erhältlichen New Yorker Wälder zusammen, läuft klopfenden Herzens auf ihr Zimmer, durchfliegt die Zeilen: "Derand", "Word", "Evening Post" . . . nichts als die Erwähnung eines vernachlässigten Stenadelsstiches, einer rapide verlaufenden Wutvergiftung. Dann die Nekame für den Marchese Visteci, der sehr früh die Hoffnungslosigkeit der Erkrankung vorangesehen habe, ein langer Lebenslauf des Toten mit dem langen Regifter seiner Verdienste um den Staat, um die Hebung der öffentlichen Moral, die Bekämpfung der Schlafkrank-

heit in Südafrika . . . nirgends die Spur eines Verdachtes, den dieses plötzliche Sterben erweckt haben könnte.

Genau, er mag an einem Advokat zu gestochen sein, der in dem Schweißleder seines Hutcs sah, an einer mit Startkampf verzierten Nadel, die ihn zufällig, im Theater, im Sitzabengedrange geritzt hat . . . an irgendeiner grausamen, asiatischen Rade, gewiß. Bewegen aber kann sie auch nicht die Spur eines Mitleides in sich entdecken, weswegen sucht sie vergeblich in sich, um so etwas wie Erbarmen zu entdecken?

Aber in der Nacht sieht sie in qualvollen Träumen diese arme Puppe, und wenn sie auch noch mit einem Renaissanceemantel angetan ist, so krieden doch Waden um die Glieder, die einmal ihren Leib umfangen haben, und statt der Augen hat Ward Whitening nun große grüne und rote Halbedelsteine im Kopf, wie in den Kirchen romantischer Länder schreckhaft gepuzte Märtyrerskelette sie tragen.

Sie fährt auf mit einem Schrei, liegt erstarrt in einem ganz merkwürdigen Grauen. Sie weiß nicht, was es ist . . . ein metallischer Hanch wie von altem Messing . . . ein Gefühl reichhaltiger Härte kommt aus der Wand neben ihrem Bett, es ist, als spielten dicht in ihrer Nähe geheimnisvolle Kräfte. Als sie das Licht andrehen will, bläht vor dem Windhauch des offestehenden Fensters die Gardine sich ihr wie ein Leckermuch entgegen, Wind saßt sie eisig an, heult durch das Treppenhäuz draußen. Sie eilt nach der Tür, hört erleichterter Herzens Stimmen dort draußen und die Tritte von Menschen. Aber als sie die Tür öffnet, tragen Hausdiener leise, leise . . . die Gäste dürfen es nicht merken . . . aus dem Nebenzimmer einen Satz die Treppe hinunter.

Der Manager, der sie sieht, ist untröstlich: der Ingenieur eines der im Hafen liegenden Kriegsschiffe hat Staatsgelber unterzogen und ist taktlos genug gewesen, sich hier im Hotel zu vergiften, hier, wo man durch seinen Selbstmord andere im Genuß von fünf Rundgängen stören kann!

Sie sieht dieses Sterbezimmer: der Tisch mit der angebrochenen Gistflasche, ein verwüthtes Bett dicht an der Wand, neben der sie schläft. Der Tod ist schrecklich und stark, durch die Wand ist die Eisälte dieses Sterbens, der Todesnot bis zu ihr gekommen! Sie fürchtet sich, sie bittet den Manager um einen Dienstboten für diese Nacht. Der Mann sieht sie mit dem erfahrenen Blick seines Retiers an und schickt ihr Hilfe: eine alte Negerin, sonst dazu bestimmt, die im Hotel übernachtenden Wobis zu bewachen, ruhig, grau, mit den runden, weichen Bewegungen der Mütterlichkeit.

Im Bett liegend bittet sie leise: "Komme her zu mir, ganz nah." Die alte Frau setzt sich an den Bettrand, fühlst, wie die Hände der anderen sie suchen. Dann zieht die Weiße die Negerin an sich, schmiegt das Haar dicht an den großen Busen, der so viel kleine, über die ganze Erde als Bittkops, Goldgräber, Heilsarmeeprediger und Raubmörder verteilte Nigger ernährt hat, läßt von der dunklen Hand sich lieblos, lächelt und schläft ein.

In den letzten Stunden der Nacht hört sie Stimmen und Tritte von Männern, sieht schließlich, als es still wird, eine riesenhafte Gestalt im Morgengrauen vor ihrem Bett stehen. Und nun ist er es wirklich, ja, endlich ist er gekommen und man kann Zuflucht suchen bei ihm. Er schiebt mit hartem Griff die Alte hinaus, die noch immer bei ihr wacht; und nun ist sie ganz wach und streckt die Arme nach ihm aus: "Ja . . . ja du bist das Leben!"

Er nimmt sie wortlos in seine Arme, einen feststehenden Besiß. Von den nächtlichen Wuchten her spielen durch ihr Zimmer die lautlosen Leuchtarme der fernen Meeresschiffe.

An diesem Morgen wagt sie es, beim Ankleiden von Ward Whitening's Tod zu sprechen. Er antwortet nicht, er sieht sie an . . . nein, nie wieder mag sie diesen Wid begegnen. Im übrigen aber sieht sie ihn während der drei Tage, während derer sie noch in San Francisco bleiben, nur für kurze Stunden. Er ist bis in die Abendstunden abwesend, Gott mag wissen, wo er steckt. Kommt er zurück, so erscheint auf ihren Zimmern eine ganze Antichambre von Leuten, die den Carl of Hensbarrow sprechen wollen: alles Asiaten, alle mit einem harmlosen Ding in der Hand: Blumen, die er für sie bestellt hat, Kuriositäten, Genebe. Es sind seltsame Gestalten, die da erscheinen: der typische Händler aus den Chinesenbierlein, der vom gefalzigen Merlan bis zum alten Schiffschronometer mit allen Stäben der Erde handelt, chinesische Korrespondenten der amerikanischen Banken, die mit ihm stundenlang in seiner Muttersprache verhandeln. Aber sie wird, so harmlos diese Leute erscheinen, doch den Eindruck nicht los, daß dieser Mann mit den Zwergpapageien im Bambuskäfig einmal auf den Bänken von Harrow gesessen hat, daß jener andere mit den Blumen, den der Carl of Hensbarrow so ostentativ schlecht behandelt, die Berufsbewegungen des verlappten Offiziers nicht verleugnen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Roman auf Verlangen kostenlos nachgeliefert.

Die Chöre der Bierzigtausend

Das Wunder des Sängereffektes in Wien

Von unserem ständigen Wiener Musikreferenten.

Wien, 23. Juli.

Die Sache war zunächst ein Rechenexempel. 120 000 Sänger sollten nach Wien kommen — in Wirklichkeit sind es ja viel mehr geworden — und jeder einzelne wollte wenigstens einmal mit seiner Sangeskunst zu Wort kommen. Aber auf der anderen Seite wieder erlaubte schon die knappe Zeit nicht mehr als drei große Festaufführungen. So mußte man also dividieren: Hundertzwanzigttausend durch drei ergibt 40 000 Sänger für ein Konzert. Dieser überdimensionalen Ziffer stand man zunächst ratlos gegenüber. Aber dann wurde monatelang alles erwogen und überlegt, vom Standpunkt des Musikers aus, von dem des Technikers, des Organistors und so weiter. Auf einmal war der Plan da und das Rechenexempel stimmte. 40 000 Sänger brauchen etwa doppelt soviel Zuhörer, das macht also den Bau eines Riesensalles für mehr als 100 000 Menschen notwendig. In kaum 4 Monaten ist das Unwahrscheinliche zur Wirklichkeit geworden. Der gigantische Dom der Sängerkirche stand fertig da und man hatte noch wochenlang Zeit, alle Probleme seiner Ausnützung zu studieren. Vor allem das Problem der Musik! Ein paar Dutzend Lautsprecher wurden aufgestellt, die stärksten, die bisher konstruiert werden konnten, um die Töne auszugleichen und den vierzigtausendfachen Klang gleichsam in einen einzigen zu verwandeln, der aber dann überall in der selben Tonstärke und mit derselben Deutlichkeit vernommen werden konnte. Auch dieses Wunder ist gelungen. Man hat es jetzt dreimal erlebt: Zweimal war die Festaufführung eine Huldigung für Schubert, das dritte Konzert aber war die große nationale Kundgebung für den Anschluss.

Uebervältigend schon der erste Eindruck, den man beim Betreten der Sängerkirche erhält. In kilometerlangen Reihen sitzen Leib an Leib gedrängt die Menschen, deren Zahl die Bevölkerungsziffer einer mittleren deutschen Residenz übersteigt. Noch ist das Podium leer, das in weit ausladenden Treppen emporstiegt. Jetzt öffnen sich mit einem Schlag gleichzeitig die vielen Türen, und von allen Seiten strömen die Sänger herein. Der Aufmarsch erfolgt mit militärischer Präzision. Gerade zehn Minuten dauert es, bis die 40 000 Sänger dicht nebeneinander gedrängt, genau auf ihren vorher bestimmten Plätzen stehen. Die Tendere auf der linken Seite des vier Meter hohen Dirigentenpultes, die Bassisten rechts, und der breite Raum vorne ist überdies noch ausgefüllt von vierhundert Musikern der Wiener Philharmoniker und des österreichischen Musikerverbandes.

Das erste Wort hat nicht der Sänger, sondern der Ansager von Radio-Wien. Die Liste der Sendestationen, die er aufruft, will fast kein Ende nehmen. Denn die Zuhörer dieser Mammutkonzerte erschöpfen sich ja nicht in den 100 000 Menschen, die die Halle füllen, oder in den weiteren 100 000, die draußen auf dem Festplatz stehen, und denen durch riesige Lautsprecher das Gebotene übertragen wird. Alle österreichischen Radiostationen und die überwiegende Mehrzahl der reichsdeutschen Sendestellen waren an diesen beiden Tagen an Radio-Wien angeschlossen, und man hat berechnet, daß etwa 9 Millionen Menschen die Hauptaufführungen des deutschen Sängerbundesfestes mithören konnten.

Die beiden Schubert-Huldigungen werden durch eine Festanfahre von Richard Strauß eingeleitet. Der Wäckerchor jubelt auf, in leuchtendem Glanz brechen sich die Akkorde, sie überstürzen einander und vereinigen sich schließlich zu einem machtvollen brausenden Ausklang. Dem größten Musiker unserer Generation ist es gegliedert, die Feststimmung dieser Tage in wenige Takte einzufangen und zu konzentrieren. In den stürmischen Weisfall, der wie das Grollen des Donners anschwillt und wieder abebbt, mischt sich der wunderbare Dreiklang von Kirchenglocken, der auf unsichtbaren Wellen hergetragen wird. Immer stärker klingt das Geläute, und dann setzt schon die Introduction zur grandiosen „Symnie“ von Schubert ein, dem letzten Männerchor, den der Frühvollendete, der Ewigkeit geschenkt hat. 40 000 Stimmen meistern mit dem Enthusiasmus ihrer glühenden Schubert-Verehrung das großartige Werk, und sie strömen wie Orgeton durch den Raum. Wunderbar das Pianissimo der Schlussakkorde, das wie ein Echo verriint und sich fast so anhört, als wenn der Abendwind über die Baumwipfel streicht.

Der gesungenen Schubert-Huldigung folgt die gesprochene. Der Präsident des Deutschen Sängerbundes, Rechtsanwalt Dr. Friedrich List, spricht vor dem Mikrophon seine formvollendete Rede auf Franz Schubert. Wie er die Worte sagt: „Wir ehren das Andenken unseres Meisters“, erklingen wieder die unsichtbaren Kirchenglocken, und mit tiefer Ergriffenheit erhebt sich die Masse der Tausende, um dessen zu gedenken, der vor 100 Jahren gestorben ist.

Die Rede auf Schubert ist zu Ende und dann setzt ganz leise der Riesenchor der Sänger zu einem der wunderlichstenlieder ein, das wir kennen: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum.“ Traumbhaft schön erklingt die Behmut dieser Melodie und wie sie in den zartesten Tönen ver-gittert, unterbricht sekundenlang kein Atemzug die ungeheure Stille. Aber dann bracht ein Orkan von Beifall durch die Halle, der kein Ende nehmen will und der sich immer wieder erneuert, wenn Viktor Keldorfer, der Dirigent des Chores, sich dankend verneigt. Die Reihen sind nur ganz kurz. Keldorfers „Deutschland, mein Vaterland“ folgt und daran reiht sich Vorträge des Österrischen Sängerbundes und des Schwäbischen Sängerbundes. Zuerst dirigiert Meister Friedrich brilliant seinen schönen Chor „Meisters Abschied“, als nächster holt sich Chorleiter Duge mit Wagner-Schönkirchs volksliedhaftem „Scheiden“ stärksten Applaus und den Abschluß bildet wieder Viktor Keldorfer, der Meisters prächtiges „Daheim“ zum Siege führt. Professor Gustav Wohlgenuth, Leipzig leitet mit Schwung und edelstem Feuer seinen prachtvollen Chor „Schön ist die Jugend“ und Kirchl's melo-disches Chorwerk „Abschied“. Während die Szene, wie Wohlgenuth Altmeister Adolf Kirchl auf das Podium zwingt, damit auch er die beifallslosen Ovationen in Empfang nehmen kann. Vollendet schön lang noch der Schwäbische Sängerbund unter der Leitung seines Dirigenten Wilhelm Kalm drei volks-liebartige Chöre, darunter Moldenbauers reizendes „Schwäbisches Langlieb“ und dann erbraust zum Schluß in machtvoller Klang Rudolf Buds Männerchor „Vaterland“, der sich in der dritten Strophe zu ungeheurer Wirkung steigert. Wieder klingen die Kirchenglocken dazwischen und ihr volles Geläute begleitet die Menschenmasse ins Freie.

Die zweite Schubert-Huldigung begann wieder mit dem Strauß'schen Festanfahre und der Wiederholung des offiziellen Teiles. Aber dann gab es Sonderbeiträge des Preussischen Provinzial-Sängerbundes unter der Leitung des Bundeschormeisters Hugo Hartung und des Sächsischen Sängerbundes unter Führung Professor Wohlgenuth's. Be-greiferten und immer wieder eingehenden Beifall erzielte des Dirigenten eigene Komposition: das „Lied von Wien“ und die volkstümliche Chorbearbeitung des „Nennchen von Tharau“.

Das größte Erlebnis des Festes aber war die dritte Haupt-aufführung, die große Anschlußkundgebung. Unbe-schreiblich die Ergriffenheit dieser hunderttausend Menschen, als nach den Worten List's das „Deutschland, Deutsch-land über alles den Saal durchbrauste, unversehlich auch der Augenblick, da während dieser Rede eine kurze Pause eintrat zum Gedächtnis an jene Sangesbrüder, die nicht mehr aus dem Weltkrieg zurückgekehrt sind. Eine halbe Minute vielleicht herrschte in dem ungeheuren Raum atemloses Schweigen und dann erklang auf einmal ganz aus dem Hintergrund herüber, von einem unsichtbaren kleinen Chor gesungen, die Melodie des „Ich hatt' einen Kameraden“. Im zartesten Pianissimo fekte das Orchester mit der Begleitung ein, aber die dritte Strophe sang dann der ganze Riesenchor, der die alte Volksweise zum Heldenlied machte.

Diese Kundgebung des Anschlußwillens vermied jede politische Anspielung und sie hatte nichts von einer gesuchten Demonstration. Aber sie war eine überwältigende Manifestation des deutschen Herzens und der deutschen Seele, und sie wurde so zu einem einzigen großen Gelöbnis der Treue zum deutschen Vaterland.

Die dritte Hauptaufführung, die Anschlußkunda-gebung, hatten Franz Schmidt's Panfaren aus seiner Oper „Fredegundis“ eingeleitet. Ihnen folgte Eduard Kremfers Männerchor mit Orchesterbegleitung „Im deutschen Geist und Herzen“ und nach der Rede List's „Friede auf in Gottesnamen“, nach einem alten Volkslied aus dem 16. Jahrhundert verlont von Karl Weidt und Hans Heinrichs „Wo gen Himmel Eichen ragen“. Die Einzelbeiträge bestritten diesmal der Berliner Sängerbund unter Musikdirektor Max Wiedemann, der Badische Sängerbund unter Bundeschormeister Karl Weidt und die Arbeitsgemeinschaft der Bayern — Bayerischer, Fränkischer und Schwäbisch-Bayerischer Sängerbund — unter der Leitung Fritz Binders. Drei Gesangs-chöre: Wilhelm Riengl's „Zu Stras-burg auf der Schanz“ aus der Oper „Der Aufreigen“, Marsch-ners „Trennung“ und Walter Dopfs „Deutscher Rhein“, der hier zum erstenmal erklang, beschlossen die Feier.

Niemand, der ihr bewohnen durfte, wird sie jemals vergessen.

Richard Wilh. Polifka.

Anekdoten um Friedrich den Großen

Ergänzt von Willfried Diehard.

In den letzten Jahren seiner Regierung, als der große König schon recht gebrechlich war, ordnete er eines Tages — es war Winterzeit — an, daß am nächsten Morgen die Egerzierhäuser inspiziert werden sollten und man ihm sein Reitpferd vorführen möchte. Nachts setzte aber sehr starke Kälte ein, und gegen Morgen erhoben sich heftiger Wind und Schneegestöber. Der General vom Dienst meldete dies dem König, der sich gar nicht wohl fühlte, und fragte, ob der König nicht lieber fahren wollte. Friedrich aber erwiderte sehr erregt: „Wie kann Er mir nur so etwas zumuten? Wenn jetzt Krieg wäre, müßte ich ja auch unterwegs sein!“

„Auch dann könnten Sw. Majestät bei so schlechtem Wetter im Wagen fahren!“

„Derr General, weiß Er, wenn ich fahre, fährt die ganze Armee!“

Ungeachtet des schlechten Wetters stieg der König zu Pferde und inspizierte die Truppen.

*

Nach einer Parade in der Friedenszeit verließ der König einem jungen Offizier einen Orden. Der also Ausgezeichnete war aber gar nicht davon begeistert, sondern erklärte seinem obersten Kriegsherrn: „Majestät, nur auf dem Schlachtfelde darf ich einen Orden annehmen!“

„Sei Er kein Narr“, entgegnete lächelnd der König, „seinetwegen kann ich doch keinen Krieg anfangen.“

*

Da der alte Fritz viel schnupfte, stand auf jedem Kamin seines Schlosses eine Schnupftabakdose. Als er eines Tages im Park spazieren ging und zufällig in eins der offenstehenden Fenster sah, bemerkte er einen Bagen, der sich un beobachtet glaubte und sich etwas Schnupftabak aus einer Dose nahm. Nach geraumer Zeit ließ sich der König die Schnupftabakdose bringen und forderte den Bagen auf, sich eine Krise zu nehmen. — „Wie gefällt dir der Tabak?“ fragte der König den verwirrten Bagen.

„Ausgezeichnet, Majestät.“

„Und die Dose?“

„Die ist ganz entzündend.“

„Nun, dann nimm sie dir“, sagte der König, — „für zwei ist sie nämlich zu klein.“

*

Eines Tages meldete sich beim König ein Kandidat des Prediaeramtes, der gern Prediger werden wollte, sich aber immer zurücksetzt fühlte, da er keine guten Beziehungen hatte. Friedrich unterließ sich längere Zeit mit ihm und da der Kandidat einen guten Eindruck machte, fragte ihm der König auf, am kommenden Sonntag über einen Text zu predigen, den er erst in der Kirche erfahren sollte.

Der Gottesdienst begann, — der Kandidat bestieg die Kanzel und sprach Gebet und Vaterunser, da endlich überreichte ihm der

Kirchenbedienten einen veriegelten Brief. Als er aber den Brief öffnete, fand er nichts darin.

Der Prediger sah hinüber zum König, der zugegen war, und begann seine Predigt: Hier ist nichts, und da ist nichts — aus dem Nichts hat Gott die Welt erschaffen. So spreche ich denn über das inhaltreiche Wort — „Nichts“.

Die Predigt aber war so vorzüglich, daß der König veranlaßte, den Kandidaten sofort anzustellen.

Kuriose Geschichten

Der Hund als Bahnwärter.

Zum Kloster Montserrat in der Nähe von Barcelona führt eine Zahnradbahn, die einen ungewöhnlichen Bahnwärter in ihrem Dienste hat. An einer Kreuzung der Bahn mit der schneidenden Landstraße kann man stets einen kleinen Hund liegen sehen, der den Tausenden von Pilgern und Touristen auffällt, weil er eine kleine Mütze trägt. Im allgemeinen scheint der Hund für seine Umwelt nicht das leiseste Interesse zu haben. Sobald aber ein Zug naht, setzt sich das Tier auf die Hinterbeine und „sperrt“ mittels einer kleinen roten Fahne, die es zwischen den Vorderbeinen hält, den Uebergang für den Straßenverkehr. Der vierbeinige Bahnwärter soll seinen Dienst mit größter Zuverlässigkeit verrichten.

Der „schredliche Fisch“ vom Rocho River.

Tief im Flußbett des Rocho River im Staate Ohio wurden unlängst Teile eines vorgeschichtlichen Ungeheuers gefunden, dessen Alter auf etwa 400 Millionen Jahre angenommen wird. Es handelt sich um einen sogenannten „Dirichthys“, und der Fund ist deswegen besonders bemerkenswert, weil es von dieser Art bisher nur ein einziges, im Britischen Museum zu London befindliches, aber wesentlich kleineres Exemplar gibt. Der Kopf des Untiers ist fast 2 Meter lang, die Schädelknochen sind 10 Zentimeter dick. Der Rachen war mit schredlichen, bis zu 80 Zentimeter langen Zähnen besetzt, mit denen er eine Beute wie mit einer Schere mit einem Biß in zwei Teile schneiden konnte. Warum dieses Ungeheuer der Tiefe, das, so viel man weiß, keine anderen Gegner als die Fische zu fürchten hatte, mit derart furchtbaren Waffen ausgerüstet war, bildet noch ein Rätsel.

Die tägliche Frage

Frage: Auf welche Weise ist die Entstehung des Sprichwortes „jemandem die Stange halten“ zu erklären?

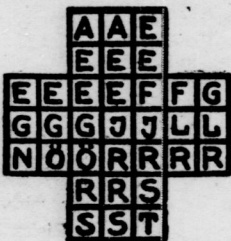
Antwort: Die Redensart „Jemandem die Stange halten“ wurzelt im alten deutschen Rechtsleben. Bei den gerichtlichen Zweikämpfen unserer Vorfahren war es üblich, daß jedem Kämpfer ein Mann beigeordnet wurde, der in gewissen Fällen berechtigt war, mit einer langen Stange zum Schutze seines Freundes einzugreifen. Auch in die Turniere der Ritterchaft ist diese Einrichtung übergegangen. Hier wurde der Stangenträger „Grießwärtel“ genannt.

Rätsel.

Bilderrätsel.



Magisches Kreuz.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die sich schneidenden Wag- und Senkrechten Angehörige dreier verschiedener Berufsgruppen bezeichnen, und zwar einen Offizier, einen Metallarbeiter und einen Forstmann.

Auflösungen aus der vorigen Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel.

